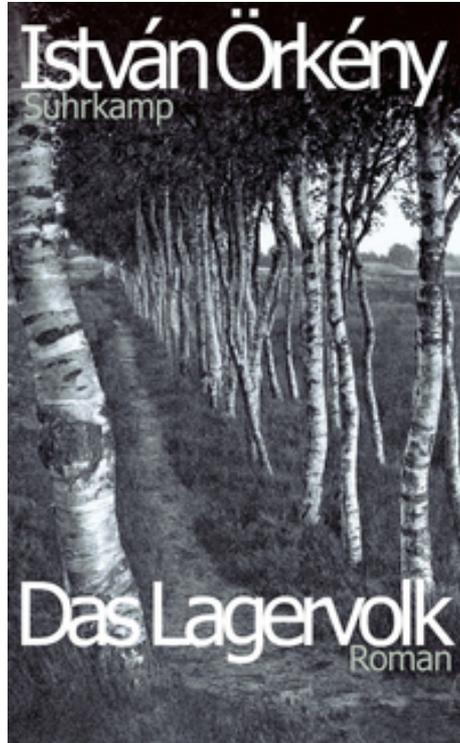


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Örkény, István  
**Das Lagervolk**

Roman

Aus dem Ungarischen von Laszlo Kornitzer Mit einem Nachwort von Imre  
Kertész

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42079-9

SV



# István Örkény

## Das Lagervolk

Mit einem Nachwort  
von Imre Kertész

Aus dem Ungarischen übersetzt  
und mit Anmerkungen versehen  
von Laszlo Kornitzer

Suhrkamp Verlag

Die Übersetzung folgt der Fassung,  
die in der Örkény-Werkausgabe unter dem Titel *Lágerék népe/Emlékezők*  
im Jahr 2000 bei Palatinus, Budapest, erschienen ist.

Die deutsche Ausgabe wurde  
nach Absprache mit der Herausgeberin Zsuzsa Radnóti leicht gekürzt.  
Nähere editorische Angaben am Schluß des Buches.

Übersetzer und Verlag danken  
der Stiftung Ungarisches Buch, Budapest, für die Unterstützung.

Erste Auflage 2010

© by Örkény István örökösei, 2000

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42079-9

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Alle gemeinsam und jeder einzeln,  
voneinander getrennt und doch zusammen,  
sie sehen nichts, doch sehen, daß sie sind, ihr Blick vertieft sich,  
und allmählich dämmert ihnen . . .

Dezső Kosztolányi  
*Festliches Panorama*



# 1 DAS LAGERVOLK



## Vorwort

Dieses Buch ist in der Kriegsgefangenschaft entstanden, unter den widrigen Bedingungen der Haft. Das heißt auch, daß ich die Fragen niemals von außen prüfen konnte, sondern immer nur innerhalb des Stacheldrahts. Meine Urteile mögen daher mitunter nicht besonders objektiv sein; vielleicht sind sie aber gerade deshalb authentischer, signifikanter.

Mogeln konnte ich nicht. Mehrere hunderttausend Anwälte werden meine Worte unter die Lupe nehmen. Mir war allein daran gelegen, unverfälscht wiederzugeben, was ich gesehen und erlebt habe; lebende Personen tragen ihre wirklichen Namen, nur da und dort habe ich aus Rücksichtnahme oder gezwungenermaßen eine Ausnahme gemacht und ein Pseudonym verwendet. Doch auch wenn ich die Wirklichkeit beschrieben habe, ordnen mußte ich sie schon selbst; und wenn die Wahrheit dadurch gelitten haben sollte, so habe ich es zu verantworten und nicht die Wirklichkeit, nicht das Leben.

Ob es mir gelungen ist, zwischen Wirklichkeit und Wahrheit die Balance zu finden – ich weiß es nicht. Gelegentlich, scheint mir, überwiegt Düsternis, an bestimmten Stellen finde ich hingegen die Heiterkeit fehl am Platz. Das rechte Maß, fürchte ich, bin ich schuldig geblieben; doch auch das Leben ist nirgends und niemals maßvoll. Wo sich die dunklen Farben der Düsternis verdichten, schrieb die Todesnähe mit. Und wo es allzu freudig zugeht, waren wir wohl vom unbedingten Lebenswillen erfüllt, ich und Hunderttausende meiner Kameraden.

Die Kriegsgefangenschaft stellt einen bitter auf die Probe, menschlich, moralisch, in seiner Lebensfähigkeit. Wer sie erlebt hat, hat lernen müssen, an die formende Kraft des Leidens zu glauben. Für den, der sie überlebt hat, waren Hunger, Heimweh und Typhus keine vergebliche Prüfung.

Ich glaube, daß diejenigen, die die Gefangenschaft durchgemacht und ihre Herausforderungen bestanden haben, auch das weithin Schwierigere, nämlich die Herausforderungen der Freiheit, bestehen werden. Zu Hause, in der Freiheit, wird, so meine ich, ein Richter, der in der Gefangenschaft Brot gestohlen hat, oftmals gerechter urteilen als jener, der den Richterberuf erlernt hat, aber nicht weiß, was das ist: des Brotes entbehren zu müssen. Gerechtigkeit gab es noch nie umsonst. Sie mußte seit Menschengedenken leidvoll erkämpft werden.

*Krasnogorsk, Kriegsgefangenenlager,  
Juli-September 1946*

## Befehl einer Armeekorpskommandantur

»Das Dritte Königlich-Ungarische Honvéd-Armeekorps hat bei den Kämpfen um die Don-Stellungen seit dem 12. Januar 1943 schwere Verluste erlitten. Infolge des Durchbruchs bei Uryw von der Zweiten Königlich-Ungarischen Armee abgetrennt, wurde sie dem Armeekorps Siebert unterstellt. In dieser Subordination sicherte sie über mehr als zwölf Tage die für den planmäßigen Rückzug der zweiten deutschen Division benötigte Zeit.

Bei den Kämpfen legten die ungarischen Truppen eine übermenschliche Heldenhaftigkeit an den Tag. Der zunehmende Mangel an Munition und Lebensmitteln, gepaart mit der ungewöhnlich großen Kälte, brach die Widerstandskraft der Verteidiger. Von diesem Moment an waren wir für die deutsche Heeresleitung nur noch eine Last.

Über die Lage meiner Truppen habe ich dem vorgesetzten Kommandanten wiederholt Meldung erstattet, des weiteren um deren Abzug gebeten und darum, ihnen hinter den Kampflinien Ruhepausen zu gewähren und sie neu zu organisieren. Leider wurde dies nicht befolgt, statt dessen ließ man sie die ganze Zeit über ohne Munition, Lebensmittel und ohne Dach über dem Kopf im endlosen Schnee die schrecklichen Nächte des russischen Winters durchleiden. Ich habe gesehen, wie eure physischen und seelischen Kräfte von Tag zu Tag schwanden und uns allen die sichere Vernichtung bevorstand. In ihrer schweren Lage vermochte die deutsche Heeresleitung nicht einmal die Lebensmittelversorgung sicherzustellen.

Heute erhielt ich von General Siebert den Befehl, euch zum Gebiet westlich des Flusses Olym zu führen, um den Durchbruch nach Westen zu versuchen. Demnach sollen wir jene russischen Linien durchbrechen, an denen selbst die komplett ausgerüsteten und voll kampffähigen deutschen Divisionen gescheitert waren!

Ich kann euch diesen Befehl nicht weitergeben, denn es ist sinnlos, Tausende durchgefrorener, ausgehungertes Ungarn mit zehn Patronen pro Gewehr und leerem Magen wehrlos zugrunde gehen zu lassen.

In früheren Befehlen der deutschen Heeresleitung hat es stets geheißt, daß das deutsche Heer die kampfbereiten und die ihm dienenden ungarischen Soldaten zu übernehmen habe und ihnen die gleiche Behandlung widerfahren lasse wie den Söhnen anderer Nationen, welche ihr dienen.

In der Geschichte des ungarischen Volkes hat es ähnliche Situationen schon einmal gegeben, in denen es unter der Führung mutiger Befehlsgeber gelungen war, selbst in die unvorstellbarsten Weiten vorzudringen.

Angesichts dieser Lage bin ich gezwungen, euch eurem Schicksal zu überlassen. Jeder soll nun selbst seine Zukunft in die Hand nehmen, so gut er kann, denn ich kann euch weder Lebensmittel noch Munition, noch den Befehl zu einer durchführbaren Aufgabe erteilen.

Zu allen Zeiten wird sich das ungarische Vaterland in Liebe und Dankbarkeit ihrer heldenhaften Söhne erinnern, deren Schicksal in der ungarischen Nation nur wenige teilen.

Geht mit Gott, ungarische Soldaten!

*Krasnyj-Olym, 1. Februar 1943*

*Generalmajor Graf Stomm  
Korpskommandant«*

## Die Gefangenenfrage

Der Forscher, der sich ein klares Bild davon machen will, wie die ungarischen Gefangenen in der Sowjetunion gelebt, gedacht und sich im Laufe einer wechselvollen Zeit verändert haben, steht vor einem schwierigen Unterfangen. Ein systematisches Sammeln von Daten hat es meines Wissens nicht gegeben, bestimmte Einzelfälle zu durchleuchten ist problematisch, denn die mehreren hunderttausend Ungarn leben in vier- oder fünfhundert weit auseinanderliegenden Lagern, unter denkbar verschiedenen klimatischen und sonstigen Bedingungen, in jeweils spezifischen Arbeitsverhältnissen. Zwar bringt die ständig oszillierende Bewegung auch weitentfernte Punkte einander näher, die da und dort gewonnenen Eindrücke sollte man jedoch mit Vorsicht behandeln. Nichts verfälscht die Wahrheit so sehr wie die Tatsachen.

Das klar zu sehen wäre besonders wichtig. Die Zahl der Ungarn, die in dieser geschichtlichen Episode und auf dem Höhepunkt ihrer Schaffenskraft Jahre in Kriegsgefangenschaft verbracht haben und verbringen, überschreitet eine halbe Million. Ein erheblicher Prozentsatz der männlichen Bevölkerung lebt heute außerhalb der Grenzen, macht dort Veränderungen durch. Diese Menschen sind nicht nur fern der Heimat, sondern abgetrennt vom dortigen Lebensrhythmus und der inneren Dynamik entfremden sie sich ihr auch. Kehren sie eines Tages zurück, sind sie vollkommen andere Menschen, als sie es zu der Zeit vor ihrer Abkoppelung gewesen sind; eine Entwicklung mit beträchtlichen Auswirkungen und vielleicht von historischer Tragweite. Daß so viele Menschen außerhalb der Landesgrenzen gelebt hätten und dem starken Einfluß einer neuen Gesellschaftsordnung ausgesetzt waren, ist in der ungarischen Geschichte ohne Beispiel.

Die folgenden Beschreibungen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es stimmt zwar, daß ich sie aus einer in fast vier Jahren zusammengetragenen Materialsammlung ausgewählt habe, doch die Art und Weise meines Vorgehens war unsystematisch, und das Material ist im Laufe dieser Jahre mehrmals verlorengegangen. Und obwohl ich in vielen Lagern gelebt habe und mit Landsleuten aus allen möglichen Gegenden zusammengekommen bin, hatte ich zu zahlreichen Lagern gar keine Verbindung. Diese Texte sind daher mehr als Anstoß zu einer künftigen Arbeit aufzufassen denn als Abschluß, und ihre Lückenhaftigkeit läßt sich nicht so sehr mit der Nachlässigkeit des Autors als mit den Bedingungen der Recherche erklären. Schließlich stellt die Kriegsgefangenschaft auch einer solchen Arbeit genug Hindernisse in den Weg.

## Der Stern über Zagon

Wie viele wir sind, wissen wir nicht, ob mehrere Zehntausend oder vielleicht sogar Hunderttausende von uns in den unzähligen Gefangenenlagern dieses über zwei Kontinente sich erstreckenden endlosen Landes leben, wir wissen es nicht. Einen Postverkehr zwischen den Lagern gibt es nicht; weder von zu Hause noch voneinander bekommen wir Briefe. Nur die Züge kommen und gehen, lange Waggonreihen rattern mit den Gefangenen von hier bis zum Ural und noch weiter und von dort wieder zurück in den europäischen Landesteil. Der Zugverkehr ist sehr rege; gewöhnlich postieren wir uns vor dem Lagertor und warten auf die Ankömmlinge, die uns ausfragen, was sie hier erwartet, um dann selbst zu erzählen, wie es ihnen dort, wo sie herkommen, ergangen ist.

So allmählich, mit den langsam dahinfließenden Jahren, erfahren wir dann doch manches voneinander. Wir haben eine Zeitung, deren Redaktion in Moskau sitzt, sie heißt *Wahres Wort* und versorgt uns mit Neuigkeiten, Berichten, Briefen. Von Zeit zu Zeit brechen wir selbst auf, mal vom Norden in den Süden, mal in die Berge oder an die Küste, je nachdem, wohin einen das Schicksal verschlägt. Aus kursierenden Gerüchten, hingeworfenen Bemerkungen, meist zufälligen Hinweisen setzt sich ein Bild zusammen; das Bild, wie diese zerbrechlichste Kreatur Gottes, der Kriegsgefangene, gelebt, gefühlt und gedacht hat.

\* \* \*

Zu Anbeginn, »in der Urzeit«, als der Mensch um seine bloße Existenz kämpfte, fühlte er nichts, ihm ging es ums nackte Überleben. Leben heißt egoistisch sein. Er war einsam. Dunkelheit umgab ihn, eine feste Hülle, er war darin ganz für sich. Nicht einmal Neid kannte er. Wenn er hungrig war und bei einem anderen

ein Stück Brot sah, nahm er gar nicht zur Kenntnis, daß es dem anderen gehörte, er sah nur, daß es Brot war. Brot, das man stehen und essen mußte.

Brot wurde oft gestohlen. Manchmal stiehlt man es auch heute noch. Interessant ist, daß, wenn ein Dieb erwischt wird, eine Diskussion einsetzt, was mit ihm geschehen soll. Anzeigen oder zusammenschlagen? Oder nur Schadensersatz fordern? Die Barakenbewohner fällen das Urteil, und es folgen Prügel oder Arrest; in den seltensten Fällen wird der Dieb mit Verachtung gestraft.

Zu Hause wird er gebrandmarkt, hier gibt man ihm eine Tracht Prügel und wendet sich achselzuckend ab. Und das ist keine moralische Beschränkung, sondern ein Zeichen vollkommener Gleichgültigkeit. Der absolute Nullpunkt der Gefühle, ein Zustand, von dem die Literatur nicht spricht. Vielleicht weil es dafür nur selten Beispiele gab; aber jetzt sind die Beispiele da, Hunderte, Tausende.

Wir haben oft gehört, der Mensch töte aus Leidenschaft. Aus Eifersucht, aus rasender Begierde – wegen einer Frau, eines Goldringes oder wegen etwas anderem, doch stets handle er besessen, wie ein Amokläufer. Und da sind nun wir, die wir resigniert, erschöpft und gleichgültig den Tod erduldet und ihm zugesehen haben. Braucht es Beispiele? Es gibt sie. Und wenn wir Beispiele suchen und eine bestimmte Auswahl treffen, dann nur weil von den meisten nicht einmal mehr der Name in Erinnerung ist. Einige aber sind nicht in Vergessenheit geraten.

\* \* \*

Dr. György Nánásy. Ein Arzt aus Budapest, auch ein bekannter Sportler, Schwimmer oder Wasserballspieler. Im Winter 1943 wurden ihm beide Beine unterhalb des Knies amputiert. Ein paar Wochen später kam er beim Abtransport an die Reihe; im Waggon gab es nur noch oben auf der Pritsche Platz. Am sechsten Tag lockerte sich plötzlich die Befestigung, das eine Ende der

Pritsche rutschte zu Boden, und von da an fuhren die oben Liegenden wie auf einer glatten Rutschbahn. Sie versuchten sich abzustützen, klammerten sich fest. Die Pritsche war abschüssig, der Zug rüttelte. Nánásys Knochen waren noch nicht richtig zusammengeheilt. Selbst ein Kratzer verheilte damals nur schwer. Nánásy rutschte und schrie.

Manchmal überwand sich einer und schob ihn wieder zurück, setzte dann ein Stück Holz als Stütze unter die Schräge. Doch das half nicht viel. Man hätte die Pritsche hochheben und ein paar Nägel einschlagen müssen. Im Waggon waren fünfunddreißig Leute, aber keiner von ihnen raffte sich auf. Waren wir zu »schwach«? Wir waren gleichgültig. Nánásy wimmerte noch zwei Tage, dann verstummte er. Seine Schmerzensschreie, seinen Tod nahm man ungerührt hin.

Ich weiß nicht, wo und wann Menschen auf einer solchen Stufe der Abgestumpftheit und Gleichgültigkeit gelebt hätten. Keiner zeigte Mitgefühl mit seinem Nächsten, und auch er selbst erfuhr keines. Unser Bewußtsein glich dem einer Ameise, man nahm das Schicksal hin, orientierte sich mit Hilfe der Instinkte. Die Erinnerung setzte aus oder hörte ganz auf. Nicht nur Gesichter und Bilder verblaßten, auch liebgewonnene Namen und wichtige Jahreszahlen. Viele glaubten, es läge am Typhus. Doch es lag an der Gleichgültigkeit, der Abgestumpftheit.

Manche erinnerten sich außer an ihr Geburtsjahr an keine Jahreszahl mehr. Den meisten aber waren die Namen entfallen. Nicht nur die Namen der Berühmtheiten, die man in der Schule gelernt hatte. Heinrich der Achte oder Hunyadi. Nein, sie konnten sich selbst an die Namen ihrer Freunde nicht mehr erinnern. Ich kannte einen Deutschen, der den Namen seiner Tochter vergessen hatte. Nicht nur ihren Namen, monatelang fiel ihm nicht einmal mehr ein, daß er überhaupt eine Tochter hatte, er rief sie sich nicht mehr in Erinnerung und dachte nicht mehr an sie. Sie war ihm vollkommen gleichgültig geworden.

An einem solchen Tiefpunkt nach Gefühlen zu forschen wäre ein vergebliches Unterfangen gewesen. Unsere früheren Empfindungen hatte der Krieg bereits dezimiert, ausgedünnt. Gleich an der Front waren sie vertrocknet, und von dem großen Funkenflug der Vergangenheit blieben nur ein paar kümmerliche Glutreste zurück, Eigenheiten, ein paar Worte, vielleicht nicht einmal Worte, sondern nur Seufzer wie »Mutter«, »Illy«, »Rosie«.

Dieser Zustand, die Zeit des Dunkels, war ein Übergang. Das erste Licht, das in ihn einbrach, war das im Ofen der Bäckerei brennende Feuer, wo man das Brot buk, und das Küchenfenster, hinter dem der Dampf der Suppe aufstieg. Vielleicht schadet es nicht, daran zu erinnern, daß die Grundlage des menschlichen Selbstbewußtseins bis heute ein Stück Brot ist. Erst danach kommt alles andere, Träume, Liebe, Sehnsucht, Verliebtheit, Dankgebet und sogar die Erinnerung. Sie gibt es nur, wenn man das Stück Brot in der Hand hält.

Das Eis war also gebrochen – das beinah verlorene Leben fing von neuem an, menschliche Gefühle regten sich wieder. Endlich kam man miteinander ins Gespräch. Bisher hatte man sich nur mit einem »Geh beiseite« oder »Schlaf woanders« oder ähnlichen Ausdrücken feindseliger Gereiztheit angeklafft. Es war an der Zeit, das Gespräch wiederaufzunehmen.

Man hörte plötzlich: »Woher kommen Sie, Kamerad?« Das ist der allererste Satz. Es könnte einen ja aus Paks, Szenc oder Mezőkövesd hierher verschlagen haben. Wenn das gesagt ist, muß man nicht mehr soviel erklären, der Gesprächsfaden entspinnt sich von allein. Und vielleicht stammt der andere sogar aus demselben Dorf. In der Gefangenschaft hält man unermüdlich nach seinem Nachbarn, seinem kleinen Bruder, seinem Schwager Ausschau. Es scheint, als hätten sich die Ungarn in ihre Dörfer so fest verkeilt wie die Axt in den Baumstrunk.

Wer weiß, ob manch einer seinen Landsmann tatsächlich ge-

funden hatte. Doch so oder so, ein Wort kam zum anderen. Wie monoton auch immer, es waren doch menschliche Worte, deren Klang nun die langen, verqualmten Baracken erfüllte. Man muß die Stimmung kennen, die sie auslöste, den ewigen Regen draußen, die wie auf Schneckenschleim kriechenden Tage, die sich weniger voneinander unterscheiden als ein Filmbild vom nächsten. Weder Leben noch Tod, sondern irgend etwas dazwischen.

Das Leben ist nicht hoffnungslos, verspricht aber auch nicht viel Gutes. Die allererste Freude, die erste Hoffnung würde erst nach Jahren aufkeimen, nach dem Krieg, nach der Gefangenschaft, zu Hause . . . Dies ist die Knechtschaft der Zeit, man kann sie mit nichts vergleichen. Der Sträfling im Gefängnis hofft und wartet darauf, daß der Schlüssel sich im Schloß dreht und er begnadigt wird, freikommt. Hier gibt es keinen Schlüssel, keine Gnade. Hier gehen lange und schwere Jahre dahin, es drehen sich die Zahnräder der Geschichte und greifen ineinander, und weder Sehnsucht noch Trauer, noch das Gebet beschleunigen sie. Man hat zu warten, von einem Tag zum anderen . . . »Erzähl doch die Geschichte von dem tauben Misoga!«

Und Berek beginnt von dem tauben Misoga zu erzählen. Sie kennen die Geschichte, sie haben sie schon zehnmal gehört. Sie bringt sie nicht mehr zum Lachen, sie mahlen und kneten sie nur wie Kaugummi. Jeder hat ein paar Geschichten parat, von denen er immer mal eine im gleichen Ton vorträgt wie ein Schauspieler seine Rolle. Dem, der schon längere Zeit in der Baracke lebt, genügt es, nur mit halbem Ohr hinzuhören, und er weiß, wer welche Geschichte erzählt, an welcher Stelle er gerade angelangt ist und wie die Geschichte endet. »Und dann flitze ich zwischen den beiden Verteidigern durch, denen bleibt der Mund offenstehen . . .« Wer da die Verteidiger genarrt haben will, ist Bedö.

\* \* \*

Bedő erzählt, und seine Geschichte geht so weiter: »Ich bediene den Mittelstürmer mit einem Steilpaß, laufe weiter auf der rechten Außenbahn, bekomme den Ball zurück, stoppe und jage ihn mit einem wuchtigen Schuß halbhoch ins Tor!« Auf der unteren Pritsche erinnert sich der alte Mészáros, ein Bauer aus dem Komitat Bihar, an seine Bienen. »Und als die aus Budapest zurückkamen, wurden sie von den Bienen zerstoehen. Ich legte ihnen eine halbe Kartoffel auf den Hals, auf die geschwollene Stelle. Denn der Bienenstich schwillt nur durch rohe Kartoffeln ab, alles andere hilft nichts.«

Markovics war Vertreter, die Baracke kennt also schon sämtliche Namen der Drogisten aus Westungarn auswendig. Wovon erzählt Markovics? Von Parfüms, Verhütungsmitteln und den Frauen der Drogisten. »Ihr Mann hat natürlich nichts geahnt« – so endet die Geschichte, so enden alle acht Geschichten. Von den acht Ehemännern hat keiner auch nur den Hauch einer Ahnung gehabt.

Ferenczi hat nur eine einzige Geschichte, die Oper, wo er Statist war. »Ödön kam zu mir herauf und sagte« beginnt sie und endet mit »ich kam ganz schön ins Schwitzen, aber es hat sich gelohnt«. Und die Geschichte des einfachen Soldaten Mihók beginnt so: »Da kam der Vorarbeiter zu mir, ich soll ihm den Würfel herausfeilen . . .« und endet damit, ». . . daß ich schon fast verrückt geworden bin, als dann der Arzt kam und sagte: Junge!« Man würde es nicht für möglich halten, doch Mihóks abenteuerliche Geschichte dauert keine zwei Minuten.

\* \* \*

Hilflos ist der Mensch, wenn er endlich das Ufer erreicht. Langsam beginnt er wieder zu leben, aber die Kälte schüttelt ihn immer noch. Seine Erinnerungen, wir haben es gesehen, sind versiegt. Acht oder zehn kleine Geschichtchen, zu mehr reicht es nicht. Lauter dumpfe Wiederholungen. Und wie die Erinnerun-